



leser, haben, wenn sie auch auf Erden wenig erkannt werden, doch einen hohen Wert für unser geistiges und sittliches Leben. Denken wir z. B. an das Geheimnis der Erlösung, daß Gott Selbst Mensch werden mußte: wie hat dieses Geheimnis uns die furchtbare Gestalt der Sünde bloßgelegt! Und welches Licht hat es auf die unendliche Liebe und Barmherzigkeit Gottes geworfen! Und was hat die Betrachtung der göttlichen Liebe im Leiden unseres Herrn, was hat das Geheimnis des Kreuzes für erhabene Früchte an Opferwilligkeit, Nächstenliebe, Geduld und Demut in den Herzen seiner Befehrer hervorgerufen! Aus diesem geheimnisvollen Quell haben die Heiligen die Glut der Begeisterung geschöpft, haben die Märtyrer die Kraft zum Heldentod geholt! Daß ein Gott Mensch geworden, daß Er Sich aus unendlicher Liebe zum schmachvollsten Tode erniedrigt und im geheimnisvollen Sakramente des Altars uns zur Speise gegeben — diese wunderbaren Geheimnisse, auf die nie ein Menschengeist gekommen wäre und die nie ein Menschengeist ergründen wird: sie haben auch eine übermenschliche Kraft erzeugt! Wo nur Banales, Alltägliches dem Geiste geboten wird, da entspringt auch keine Tugendgröße; und wo der Sinn für das übernatürliche Leben erschläft, da zeigt sich auch keine heroische Leistung. Den Feind z. B. von der Liebe nicht auszuschließen, liegt über der Vernunft! Nur das Geheimnis der Liebe Gottes, der Sich für Seine Feinde hingegeben, konnte zur Feindesliebe entflammen.

Wozu dienen also die Geheimnisse? Sie verleihen eine unerhörte Spannkraft zu fast übermenschlichem Tun. Sie sind das Band, durch das eine bewunderungswürdige Gemeinschaft der Gefühle, der Gedanken und der Sprache die Erde mit dem Himmel verbindet. Alles, was die Seligen im Himmel sehen, das, lieber Lieber, glauben wir. Was die Seligen besitzen, das erhoffen wir. Was sie aber lieben und anbeten, das ist auch Gegenstand unserer Liebe und Anbetung. Unsere Gesänge sind die Gegenschöre der ihrigen. Sie danken in freudigem Entzücken für die unaussprechlichen Güter, die sie genießen, — wir aber sehnen in beständiger Sehnsucht nach denselben Gütern, welche die Geheimnisse uns verschleiern zeigen und die uns als gewisse Belohnung unseres Glaubens versprochen sind.

### Juni im Volksmund.

Von Elmar Kernau.

Der Monat der Sommer Sonnenwende, der Rosen, des Jasmins und der längsten Tage bedeutet für unsere Breiten den Höhepunkt des Jahres. Die großen, landwirtschaftlichen Sommerarbeiten nehmen in ihm den Anfang. Das Gras auf den Wiesen und Hängen ist schnittreif geworden: die Heuernte steht vor der Tür. Die ersten Gartenfrüchte zieren die Tafel ihrer Züchter: die Erdbeere roh, die Stachelbeere geschmort, und wenn der Monat sich seinem Ende zuneigt, bekommen auch die Frühkirichen rote Backen und harren des Abpflückens.

Da heißt es denn auch mancherlei beobachten, daß gerade in der Obsterte nichts verfehlt wird. Neben den Kirichen werden nämlich nun auch die Aprikosen reif. Beim übrigen Obst ist auf Raupe und Blattlaus, den beiden Erbfeinden der Obstkultur, energisch Jagd zu machen. Im Blumengarten hingegen feiert der Juni seine Triumphe. Er ist der Monat der reichsten Blumenfülle; die Königin der Blumen, die Rose, steht in ihm in Blüte und mit ihr tausend andere, starkduftende Blumen. Wer einen Rasen sein eigen nennt, der beginnt jetzt mit dem ersten Schnitt, auch ist im Juni die beste Zeit, Spätblütler, wie z. B. Reseda, auszusäen. Im Gemüsegarten kann man bis zum Johannistag mit dem Spargelstechen, das im Mai begonnen, fortfahren. Die Wurzelge-

wächse sind nun fleißig zu behacken, vor allen Dingen aber heißt es, dem Unkraut energisch an den Krügen zu gehen.

Juni kalt und naß  
Bringt keinem was.

So sagt ein alter Bauernspruch und der Landmann tut gut daran, dieser Prophezeiung zu glauben. Denn für ihn ist der Juni ein Arbeitsmonat allerersten Ranges. Er hat Kohl und Rüben auf den Feldern zu pflanzen. Er muß die übrigen Feldfrüchte jäten und hacken. Er hat seine Wiesen zu mähen, er hat die Weinreben anzubinden, und hat namentlich den Gesundheitszustand seines Viehes scharf zu beobachten, da der Juni besonders den Schweinen und Gänsen ein höchst gefährlicher und krankheitsbringender Monat ist. Da hilft nur eins: eine sorgfältig zubereitete Nahrung.

Wer ein Liebhaber der Jagd ist, der rufe sich für den Juni Monat ins Gedächtnis, daß das junge Rotwild ausgiebigster Schonung bedarf und daß mit dieser Schonzeit auch die Brutzeit der Wachteln zusammenfällt. Der Angler kann jetzt in seinem Vergnügen, harmlose Fische zu fangen, geradezu schwelgen. Nur wenige Fische sind es nämlich, deren Laichzeit in den Juni fällt. Sie sei der Kürze halber hier einfach aufgezählt: Wels, Ael, Karpfen, Barbe, Schleie und Maräne. Also bitte: zur Darnachtung!

Der Volksmund hat für den Juni seine Prophezeiungen und Wetterregeln fast ausschließlich an die Heiligen dieses Monats geknüpft:

O heil'ger Veit, o weine nicht,  
Weil's uns an Gerste sonst gebricht.

Bei einem anderen Heiligen heißt es:

Regnet's am St. Barnabas

Schwimmen die Trauben bis in's Jaß.

Der Johannistag bringt folgende Prophezeiung:

Johannisregen

Bringt keinen Segen.

Und vom Medardustag sagt der Volksmund schließlich:

Wer auf Medardi baut,

Der kriegt viel Flachs und Kraut.

Auch die Tiere, und vor allen andern der Allermelzwogel, unser Kukul, muß sich zum Wetterpropheten aufspielen:

Der Kukul künde teure Zeit,

Wenn er noch nach Johanni schreit.

Schließlich richtet der Volksmund noch einen Appell an Donner und Blitz, die ihm im Juni stets willkommenere Naturerscheinungen sind, indem er sagt:

Giebt's im Juni Donnerwetter

Wird auch das Getreide fetter.

Von diesen Bauernregeln jedoch einen Rückschluß auf Witterungsverlauf und Temperatur des Juni Monats zu ziehen, wäre verfehlt. Im Gegenteil: diesmal dürften wir einen wenig normalen Juni Monat zu verzeichnen haben. Der hundertjährige Kalender stellt nämlich folgende, wenig tröstliche Prognose: Anfänglich heiß und ranke Luft, dann bis zum 20. warm, vom 20. bis 25. trübe, vom 25. bis 30. unbeständig. Halb stellt nur das erste Drittel des Juni Monats als trocken hin, die beiden letzten Drittel sollen rau und ungemütlich verlaufen und an hochgelegenen Stellen sogar Schnee bringen; nach ihm ist der 25. Juni ein kritischer Tag erster Ordnung. Auch Habenicht prophezeit für den Monat der Sommer Sonnenwende nicht allzuviel Erfreuliches.

Was die Durchschnittstemperatur des Juni nach den bisher gemachten Erfahrungen und Anzeichenungen anbetrifft, so dürfte sie in einzelnen größeren Städten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz etwa die folgende sein: Hamburg 16°; Berlin 17,5°; München 15,4°; Karlsruhe 17,7°; Stuttgart 17,5°; Prag 18,1°; Wien 18,0° und Basel 16,6°.

Der Juni, also nach der römischen Göttin Juno, oder auch nach L. Junius Brutus benannt, heißt im deutschen Brachmonat; er ist der sechste Monat des Jahres und hat eine Dauer von 30 Tagen. Er ist, astrono-

misch betrachtet, der Monat, in dem die Sonne aus dem Zeichen der Zwillinge in das des Krebses tritt. Am 21. bis 22. ist der Eintritt des Sommer solstitiums, des Sommers Anfang, an dem die Dauer des Lichtes seinen Höhepunkt erreicht hat. Der Mond erscheint am 2. Juni (2 Uhr 24 Min.) als erstes Viertel, am 10. Juni (4 Uhr 8 Min.) als Vollmond, am 18. Juni (7 Uhr 44 Min.) als letztes Viertel und am 25. Juni (7 Uhr 11 Min.) als Neumond. Unsichtbar bleibt während des ganzen Verlaufes des Juni Monats nur Merkur, Venus ist Ende des Monats etwa 2 Stunden lang am Abendhimmel zu sehen, Mars geht bald nach Mitternacht auf, Jupiter ist in den ersten Morgenstunden, Mitte des Monats eine gute Stunde lang zu beobachten, Uranus ist um Mitternacht am südlichen Sternhimmel aufzusuchen.

Was der Juni an Gemüsen und Gartenfrüchten uns auf den Tisch legt, ist wohl das zarteste, was das ganze Jahr uns bietet. Die sonst so viel gerühmte Konserve tritt nun gänzlich in den Hintergrund. Die „geschmorten“ Kompots feiern ihre Triumphe und namentlich sind es die Frühjahrsalate, die eine Zierde jeglicher Tafel, mag sie reichlich oder ärmlich bestellt sein, bilden. Kopfsalat, Löwenzahn, Brunnenkresse, Kapuzel und Spargelsalat marschieren da auf, jeder mit seinen besonderen Vorzügen, mit seiner eigenen Schmackhaftigkeit und Güte. Die Art und Weise der Zubereitung dieser Salate ist eine recht verschiedene und richtet sich sowohl nach Ort und Gegend, wie auch nach dem Geschmack des Einzelnen. Der eine liebt den Salat mit Essig und Del zubereitet, der andere mit saurer Sahne, ein dritter mit ausgelassenem Speck, und der vierte gar mit in Del zerquirtem Eigelb. Manche lieben auch eine Art Mostschauce, der ein wenig Sardellenbutter beigelegt ist, wieder andere nehmen Bratenauce oder ein Gemisch von dieser mit Maggi, andere ziehen sogar verdünnten Essig, ohne jede weitere Zutat allein vor. Kurz und gut, die Anzahl der Sauceingredienzen ist eine recht verschiedene; erwähnt sei hier nur noch kurz, daß neuerdings an Stelle des Essigs auch vielfach Zitronensäure beim Anmachen des Salates Verwendung findet, und diesem einen außerordentlich feinen Geschmack geben soll.

Und nun ein wenig Kulturgeschichtliches über unseren Brachmonat. Was bedeutet eigentlich der Name Brachmonat? Er heißt soviel, wie „Monat des Brachliegenden“. Um dies zu verstehen, muß man schon ein gut Stück Geschichte zurückgehen, bis etwa zu der Zeit, da unsere Vorfahren ihre Aecker nach Art der Dreifelderwirtschaft bestellten.

Die Dreifelderwirtschaft war nun ein gut ausgeprobtes, landwirtschaftliches Betriebssystem, wonach das Ackerland in drei Felder oder Schläge geteilt wurde, von denen das eine, als „Winterfeld“, Winterhalmsfrucht, das zweite, als „Sommerfeld“, Sommerhalmsfrucht trug, das dritte hingegen, die „Brache“ oder auch „Brachfeld“, brach lag, d. h. keinerlei Frucht trug. Mit der Bearbeitung dieses Brachfeldes für die nächstjährige Bestellung beschäftigten sich nun unsere Vorfahren im Juni Monat, und aus dieser Beschäftigung heraus resultiert die Bezeichnung Brachmonat für den sechsten Monat des Jahres, eine Bezeichnung, deren Volkstümlichkeit mit der Umgestaltung des landwirtschaftlichen Betriebes allmählich verloren geht, wo sie noch nicht ganz verloren gegangen ist.

Wie mit allen großen astronomischen Erscheinungen, so ist natürlich auch mit der der Sommer Sonnenwende eine ganze Reihe kulturhistorisch interessanter Vorgänge verknüpft. Namentlich waren es die Sonnenfestfeuer, die heute auch noch zur Zeit der längsten Tage bei vielen Volksstämmen Europas angezündet werden. Auch brennende Räder oder brennende Fackeln traten oft an Stelle dieser Feuer, mit denen man ursprünglich wohl die Zauberkräfte der Sonne günstig stimmen wollte.

Mit diesem Sonnenfestfeuer glaubte man nämlich Felder und Vieh gegen Missethat und Krankheit zu schützen zu können, Liebespaare sprangen über diese Feuer, und ein Stück Kohle von einem ausgebrannten Holzstamm des Sonnenwendfeuer galt als bester Talisman gegen alle Fährnisse und Nöte des Jahres. Am Johannisfeuer, das auf den Spizen der Berge angezündet zu werden pflegt, hat sich der Brauch der Sonnenfestfeuer namentlich im südlichen Deutschland und im deutsch-sprechenden Oesterreich bis in unsere Zeit hinein frisch und kräftig in seiner Ursprünglichkeit erhalten.

Als der Monat des reichsten und reifsten Blüten schmucks steht der Juni in der Zahl seiner Monatskameraden. Laue Nächte, vom Jasminhauch und Rosenduft erfüllt, sind Privilegien seiner Herrschaft. Er kennt nicht die brennende Sommerjonnenglut der Julihundstage. Seine Wärme ist eine erfrischende, erquickende, gleichmäßige. Seine langen Tage — von den 720 Stunden dieses Monats sind 500 hell und nur 220 dunkel — prägen ihm den eigentlichen Charakter auf: das ganze animalische Leben der Natur wächst, erhöht sich und erreicht einen gewissen Glanz. So wird der Juni zur Krone des Jahres, dessen schönste Zeit mit ihm zu Ende geht. Doppelt schön aber ist der Juni, wenn auch sein Witterungsverlauf ein normaler ist. Denn:

Auf den Juni kommt es an,  
Ob die Ernte soll bestehn

### Eisberge.

Von Dr. Croner.

Die Erdnatur wirkt und schafft unaufhörlich; und aus den untersten Bezirken dieser Natur schlingt sich Leben herauf an das Tageslicht; das Angesicht der Erde ändert sich fort und fort. Und diese sich stets vollziehende „Umgestaltung“ bleibt nicht ohne Eindruck auf das Geistesleben und Gemüt der lebenden Menschengeschlechter. Von einem unwiderstehlichen Drange getrieben eilen die Massen der Reiseflüchtigen, wie Ameisen geschäftig, durch alle Zonen des Erdplaneten, um über die Wunderszenen zu staunen, die sich in der Natur abspielen. Besonders gern eilt man aber in die Wildnis der Hochgebirgsnatur, weil da „Erhabenes mit Schrecklichem“ sich zeigt. Die Firnsfelder und Gletscher sind es vor allem, die für die Reisenden eine große Anziehungskraft besitzen. Und diese großartigen Bilder der Natur entfalten immer neue Reize für das staunende Menschenauge. „Gletscher und Firnsfelder“, das sind Zauberworte geworden, die mächtig auf die Phantasie wirken, zumal wenn man im gemüthlichen Heim sitzt und irgend ein Bild einer Naturszene behaglich beschaut, die uns auf dem Papier gar zierlich fein einen solchen gemalten Eisstolz vorführt. Anders nimmt sich die Sache natürlich in der Wirklichkeit aus. Könnten wir nur den ernststen Forscher begleiten, der sich in jene Regionen der Gletscherwelt begibt dann würden wir nicht mehr nur „Lalt staunenden Besuch“ jener Eiswelt abstatten, der uns wenig Nutzen bringt; sondern wir würden beim Anschauen jener Alpenwunder eine Ahnung bekommen von den geheimwirkenden Gesetzen, die stetig die Kolossalgebilde der schauerlichen wilden Eiswelt formen und umformen. Wir würden erkennen, daß auf den scheinbar stillen Kuppen und Spizen der Alpen heute noch ein Riesenkampf fortbauert, der schon Jahrhunderte lang in jenen Höhen großmächtige Veränderungen hervorbringt. Steigen wir hinauf zu den wüsth-wilden glühenden Schneeflächen, die das Auge blenden! Betreten wir die Eisgebilde, die wie ein „gestorrenes Meer“ im Glanze der Sonne flimmern und in ewiger Erstarrnis vor uns zu liegen scheinen. Klimmen wir auf die leuchtenden Spizen der Berge, die wie von Duft umhoben hernieder schauen auf die festgegründete, dauernde Erde. Da oben, hoch über den Haupt-

tern der wandelnden Menschenkinder ist die beängstigende und herzbellemende Dede und wüsth-saurige Einsamkeit unseres Erdplaneten, zu der selten oder gar nicht des Menschen Fuß vordringt. Hier, in weiten Räumen, die kein Fuß mißt, scheint der belebende Odem der Schöpfung still zu stehen und der allmächtige Puls der großen Natur auszusetzen; hier auch, in dieser starren Schauerwildnis, scheint das Reich des Organischen aufzuhören, und selbst der sonst so belebende Sonnenstrahl gleitet kalt über die Kolossalmassen der Eisgebilde hin.

Nur hier und da redt aus den übereinandergerstürzten Eisblöcken ein dunkelgefärbter Fels seine Spitze, die sich mitten in Schnee- und Eisstößen gar seltsam ausnimmt. Ein einsamer Vogel sitzt auf ihr und hält Umschau voll Traßbegier nach Beute. Und hier oben wehen die Lüfte so kalt, als wollten sie alles Leben erstöten; und von Zeit zu Zeit tobt die Windsbraut so unheimlich gewaltig, als sollten von ihrem wüthigen Ansturme die alten, grauen Felszacken erdrückt und niedergerissen werden. Und dazwischen faust und braust es von Schloten und Regen; und in das Toben der unbändigen Elemente mischt sich ein fortdauerndes, seltsames Krachen und Rechen und Klirren; denn die übereinander getürmten Eismassen rutschen und schieben nach seitwärts und abwärts. Große Klüfte gähnen aus dem Eiswalle gen Himmel; Risse und Spalte öffnen sich; und fürchterliche Abgründe tun sich auf. Und von den dunkeltragenden, Felsen stürzen in wilden Rastaden die silberschäumigen Gletscherbäche und suchen ihren Weg zum Tale. Und wie heute, so arbeiten seit Jahrhunderten die entsetzlichen Riesenträfte der Berg- und Gletscherwelt, und des Kampfes hier oben ist noch lange kein Ende. . . . Es wurde gesagt, daß es, von unten aus gesehen, schein, als blieben die Bergköpfe mit ihren Eis- und Schneetoppen in ewiger Unveränderlichkeit, als habe hier die Natur die Kreise ihres Lebens und Wirkens abgeschlossen.

Aber der Schein trügt; nirgends in der Natur ist Ruhe und Stillstand; und die Kräfte der Elemente weben hin und her, auf und ab — Geburt und Grab wechselt unaufhörlich; Werden und Vergehen, Gestaltung und Umgestaltung ist allenthalben im Reiche der Natur; und auch die starr erscheinende Berg- und Gletscherwelt macht keine Ausnahme von dem Schicksale alles Gewordenen, alles Seienden, solange dies ewigen Naturgesetzen unterworfen ist.

Und welches ist hier oben die geheimnisvolle Kraft, die unmerklich aber stetig, Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch die „starrten Gletscherkolosse“ bewegt und regt und sie schmelzen macht? — Nun, die Sonne sendet ihre goldigsten und wärmsten Strahlen zu den kalten Bergriesen; und langsam und unaufhörlich fließt das Gletschereis geschmolzen zu Tale. Und dieses stete Hinabströmen des Eiswassers zerbröckelt auch die härtesten Felsen und macht sie verwittern; und sie lösen sich und stürzen hinab zur Tiefe. Und im Laufe von Aeonen hat die Gletscherwelt ein anderes Aussehen erhalten; und Felsen- und Eisgipfel, die einst 'gen Himmel starrten, sinken; und so ebnen sich auch die zadigschroffsten Höhenzüge. . . Die norddeutsche Tiefebene ist reich mit Spuren eines solchen Riesenkampfes der Elemente und ihrer feindlich gegeneinander wirkenden Kräfte versehen. Und die Wandersteine oder erratiche Blöcke und die an tiefen Seen liegenden Steinhügel bezeichnen noch jetzt die Grenzen längst verschwundener Gletscher. Durch Uebersutten wurden die Ueberbleibsel jener Gletscher in Länder gebracht, wo heute auch nicht die geringste Spur eines Gebirges vorhanden ist. Wie bemerkt, ist z. B. der größte Teil Norddeutschlands ein Tiefland, das sich nach der Ost- und Nordsee hin absenkt; in diesem Tiefland befin-

den sich Ebenen, die vor unvorstelllichen Zeiten Meeresboden waren. In diesem Flachlande nun treffen wir viele erratiche Blöcke als Fremdlinge; es sind größere oder kleinere Steine von Granit, Gneis, oder anderen krystallinischen Felsarten, die ihrer Beschaffenheit nach nicht von den nächstgelegenen deutschen Gebirgen stammen; die nach Annahme der Geologen auf schwimmenden, riesigen Eisschollen aus Scandinavien und Finnland herübergekommen sind. In Scandinavien und Finnland starrten einst vor vielen Jahrhunderten mächtige Gletscherberge 'gen Himmel; mit dem Wechsel der Erdtemperatur und durch die Kraft der Sonne kamen die Gletschermassen nach u. nach in Fluß. Eisblöcke von ungeheuern Dimensionen lösten sich mit der Zeit unaufhörlich von den Gletschern und durch die Meereswogen gelangten sie in die norddeutsche Tiefebene. Nach dem Zurücktreten des Meeres blieben diese granit'nen Blöcke liegen. — Ganz besonders großartig zeigt sich der Vorgang des „Loslöfens“ großer Eis- und Felsmassen heute noch in den Polargegenden. Denken wir nur an die Gletschermassen in Grönland. Im westlichen Teile dieses Landes voll Eis und Schnee erhebt sich der Humboldt-Gletscher über ein Gebiet von etwa 100 Kilometer Länge, und findet sein Ende am Meeresufer mit einer steilen 100 Meter hohen Felswand. Uebernde Eisfelder breiten sich auf seinem Rücken aus; hier und da ragen die einzelnen Felsenspitzen aus den Eismassen hervor. Wenn man nun meint, hier in dieser kalten Region könne der Gletscher gar nicht flüssig werden, so täuscht man sich. Freilich bemerkt das Auge an dem Gletscher selbst sehr wenig Veränderung; aber je ruhiger die Oberfläche dieses Eisberges ist, desto mehr wirken die inneren Kräfte des Kolosses, und der Eisstrom schäumt hinabwärts dem Meere oder der Niederung zu, wenn in der wärmeren Jahreszeit die gewaltigen Eisstücke vom Gletscher donnern und krachend losbrechen und teilweise schmelzen. Unzählige Eis- und Felsblöcke stürzen mit schauerlichem Dröhnen ins Meer, so daß dessen wildgepeitschte Wogen hoch aufschäumen. Die Eisstücke schwimmen dann hin und her, bis sie bei günstigerer Strömung nach den südlicheren Gegenden geführt werden.

Hier haben wir heute noch dasselbe Phänomen, wie es einst im Norden der deutschen Tiefebene sich vollzog. Die losgelösten Eismassen, kleine Berge, welche in Grönland jetzt noch allenthalben auf der Meerflut zu finden sind, geben dem Beschauer ein eigenartiges Bild phantastischer Formen, zumal, wenn die erwärmende Sonne die schwimmenden Eismassen seltsam zerklüftet und zerspaltet.

Grönland ist zur Zeit die vornehmste Geburtsstätte solcher schwimmender Eismassen; und von seinen Küsten ziehen, wie besonders in diesem Jahre, von Ende März bis Anfang Juli die Eisberge in großen Scharen gegen Süden, längs der nordamerikanischen Küste bis zum 40 Grad nördlicher Breite.

Diese schwimmenden Eisberge mögen sich von Ferne ganz schön ansehen, wenn sie so in grotesken Gestalten dahin gleiten; dem Schiffer aber sind sie durchaus nicht angenehm, denn er weiß, was sie für ihn und sein Fahrzeug bedeuten. Wehe ihm, wenn er nahe an sie gerät oder gar zwischen sie. Viele Seefahrer, die im atlantischen Meere solchen Eisbergen entgegengefelten, oder ihnen nicht ausweichen, gingen zu Grunde. . . . Die meisten schwimmenden Eisberge führen auch Felsstücke mit sich. Schmilzt nun das Eis, so sinken die Felsstücke auf den Meeresgrund. Oft finden sich auf solchen Eisbergen Eisbären.

Das südliche Polarmeer ist viel reicher an Eisbergen, als das nördliche; überhaupt hat die südliche Halbkugel eine besonders starke Gletscherformation.

In Südamerika steigen die Gletscher mit ihrem blendenden Glanze von den Anden bis zum Meeresspiegel herab.

Noch sei bemerkt, daß zwischen Vergletscherung und Klima ein inniger Zusammenhang besteht.

Bis jetzt sind die Eisfelder der Schweiz am genauesten durchforscht. Als allgemeines überraschendes Resultat hat sich ergeben, daß fast sämtliche Alpengletscher augenblicklich im Rückzuge begriffen sind. Der Gletscher „Des Bois“ bei Chamounix hat sich von 1818 bis 1880 um 1250 Meter, der ebenfalls bei Chamounix gelegene Gletscher „Des Vossons“ von 1817 bis 1874 um 682 Meter zurückgezogen. Zuletzt fand die Dike des Eises um 160 Meter.

Der Rhonegletscher ist in den Jahren 1858 bis 1877 weit über 600 Meter zurückgegangen. Die Eismassen des Berner Oberlandes verringern sich von Jahr zu Jahr; und so ist unter anderem von den beiden Grindelwaldgletschern in den Jahren 1865 bis 1869 der eine 378 Meter, der andere 594 Meter abgeschmolzen. Und diese Erscheinung zeigt sich ebenso in den Pyrenäen und im Kaukasus.

### Joß und Jack.

Nach dem Amerikanischen des W. Walker.

Joß Mc. Brien und Jack Kingston waren ein paar ehrsame Kaufleute in dem Schweinen-Eldorado Chicago. Beide verfügten über ein sanftes Gemüth, welcher Umstand sie aber nicht abhielt, sich bei jeder Gelegenheit gegenseitig zu ärgern. Joß war von kleiner Statur und dabei kugelrund, Jack groß und von verblüffender Magerkeit. Schon dieses körperliche Mißverhältnis gab ihnen Anlaß, sich unausgesetzt zu hänseln. So hatte gestern Abend erst der dicke Joß in der zehnten Avenue, die beide bewohnten, das Gerücht ausgesprengt, daß sein Freund Jack bei der Stadtverwaltung eine feste Anstellung erhalten habe, um jeden Abend den Mond — zu putzen, den er ja bequem erreichen könne ohne sich auch nur auf die Zehenspitzen stellen zu brauchen. Jack wurde nach Gebühr ausgelacht und wartete nun auf eine Gelegenheit, um seinem Freunde diesen Witz mit gleicher und wenn möglich mit noch größerer Münze heimzuzahlen.

Und diese Gelegenheit bot sich gleich am nächsten Morgen.

Jack stand an der Ecke der Avenue und wartete auf einen Wagen der „Elektrischen“, der den Kurs nach der Stadt hatte. Als der eine in Sicht kam, leuchtete Joß die Straße entlang und zwar so dicht an Jack vorbei, daß er mit seinem gewaltigen Stiefel das Lieblings-Hühnerauge seines Freundes auf das Empfindlichste berührte. Der schrie auf vor Schmerz und mußte sich an den Pfahl der Straßenlaterne lehnen, um nicht in die Knie zu sinken.

„Na warte, du Lämmel,“ knirschte er, als er sich wieder etwas erholt hatte. „So ein Elefant tritt den anderen Leuten die Weine ab und entschuldigt sich noch nicht einmal.“ Damit knickte er vorwärts und erwischte den „Elektrischen“ gerade noch rechtzeitig, um auf die Plattform springen zu können. Drinnen hatte es sich der dicke Joß inzwischen auf seinem Sitz bequem gemacht, faltete seine Zeitung auseinander und begann den Leitartikler zu studieren.

Jack brütete Rache.

Als der Kondukteur kam, um die Fahrscheine auszuteilen, fragte ihn Jack: „Herr Kondukteur, Sie sehen doch da drin den kleinen dicken Herrn, der die Chicago-Preß liebt?“ Der Beamte orientierte sich durch einen Blick durch das Fenster und nickte. „Na also,“ fuhr Jack fort und steckte eine sehr ernste Miene auf, „das ist mein armer Onkel. Wissen Sie, der ist so'n bisschen, na, so'n bisschen . . . , Sie wissen schon —“ und dabei

tippte er mit dem Zeigefinger der rechten Hand gegen seine Stirn. „Sagen wir also, . . . mein armer Onkel ist etwas wunderbarlich in seinem Betragen . . .“

Der Kondukteur lächelte verständnisinnig.

„Ich sehe, Sie verstehen mich,“ lobte ihn Jack, „hier haben Sie also fünfzig Cents, — bitte, Sie brauchen mir nichts herauszugeben —, ich bin verpflichtet für ihn zu bezahlen. Nehmen Sie also kein Fahrgeld mehr von ihm. An der Zentral-Polizei-Station lassen Sie halten und veranlassen ihn auszusteigen. Er wird nämlich dort erwartet, Sie können sich ja denken von wem . . . Werden Sie das besorgen? — Ja? Na das freut mich, Sie tun wirklich ein gutes Werk damit. Der bedauerndste Mensch ist ja sonst ganz ruhig, er tut Niemandem etwas zu Leide. Freilich reizen darf man ihn nicht.“

„Seien Sie ohne Sorge,“ meinte der Kondukteur gutmütig, „ich werde auf Ihren Onkel schon Obacht geben und ihn dort aus dem Wagen setzen wo sie bestimmt haben.“

Jack drückte dem Beamten im Uberschwang seiner Gefühle die Hand, lehnte sich in die äußerste Ecke der Plattform und erwartete vergnügt grinsend die Weiterentwicklung der Dinge.

Die Elektrische nahm ihre Strecke in dem üblichen Tempo. Nachdem der Kondukteur die Passagiere auf der Plattform mit Fahrscheinen bedacht hatte, begann er dieselben auch im Innern des Wagens auszuteilen. Als er bei Joß vorüber kam, streckte dieser ihm seine zehn Cents entgegen, ohne die Letztüre seiner Zeitung auch nur einen Augenblick zu unterbrechen.

Der Kondukteur ging achtlos an der ausgestreckten Hand vorüber.

Als er wieder zurück kam, brummte der dicke Herr: „Bitte, hier ist das Geld.“

Der Kondukteur verließ den Wagen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

„Das ist ja eine schöne Ordnung hier,“ knurrte Joß, „ich will dem Manne den Fahrpreis bezahlen und er nimmt das Geld nicht an. He, Kondukteur,“ — er winkte mit lebhafter Geberde nach der Plattform hinaus. Der Beamte öffnete die Tür, schaute in den Wagen, sah den dicken Herrn an, schloß die Tür wieder und machte sich an seinem Fahrscheineblock zu schaffen.

„Die Möglichkeit,“ räsionierte Joß und legte seine Zeitung beiseite, „so 'n Kerl ist mir doch noch nicht vorgekommen. Läuft hinaus, wenn ich ihn bezahlen will, und tut so, als ob er mich nicht höre, wenn ich ihn rufe.“ Während lief Joß zum Fenster und klapperte mit seinem zehn Cents-Stück gegen die Scheiben. Die Fahrgäste waren inzwischen auch aufmerksam geworden und warfen erstaunte Blicke auf den ungemüthlichen Passagier.

Dem Kondukteur schien nachgerade der Geduldssjaden ebenfalls zu reizen, er trat hastig in das Innere des Wagens. „Mein Herr,“ wandte er sich an Joß, „ich muß Sie ebenso höflich wie dringend ersuchen, die Mitfahrenden nicht zu belästigen.“

Joß glaubte seinen Ohren nicht trauen zu können. Aber er beherrschte sich und meinte so gleichgültig, wie ihm das nur möglich war: „Ich belästige doch niemand. Ich will ja nur bezahlen: hier haben Sie meine zehn Cents.“

Der Kondukteur zuckte die Achseln, erwiderte kein Wort und begab sich wieder auf seinen Platz zurück.

Joß wurde kreidebleich: da härte denn doch Alles auf! „Was zum Henker,“ tobte er, „von dem Kerl werde ich mich doch nicht zum Besten halten lassen. Sie Mensch davor, wollen Sie denn nun endlich mein Geld nehmen oder nicht?“

„Ich muß doch bitten, mein Herr, daß Sie sich mäßigen,“ mischte sich jetzt einer der Fahrgäste in die Sache, „wenn der Kondukteur von Ihnen das Geld nicht nehmen will, so stecken Sie's gefälligst wieder ein.“

Joß nahm noch einmal all' seine Fassung zusammen. „Verzeihen Sie,“ antwortete er,

„glauben Sie denn, ich will die Bahngesellschaft um das Fahrgeld betrügen? Ehe Sie mir Unrecht geben, sollten Sie mir doch helfen, den Irrtum dieses Dummkopfes aufzuklären.“

Nun entstand ein allgemeines Durcheinander. Ein Teil der Passagiere nahm Partei für, der andere gegen den Kondukteur. Der Lärm wurde schließlich so groß, daß dieser wieder in den Wagen kam, um Ruhe zu stiften. „Was ist denn nun eigentlich los?“ fragte er.

„So nehmen Sie endlich das Geld für mein Billet,“ schrie ihn Joß an.

„Nun, so nehmen Sie's schon,“ redete ihm auch der erste Passagier zu.

„Kann ich nicht,“ lehnte der Kondukteur ab, „das Billet hab ich schon bezahlt bekommen!“

„Das ist nicht wahr,“ brauste Joß auf, „zum Donnerwetter noch ein Mal, ich habe noch nicht bezahlt, auf mein Ehrenwort!“

„Aber mein Herr,“ meinte der Kondukteur und tippte Joß mit dem Finger auf die Schulter, „beruhigen Sie sich doch. Wegen der zehn Cents lohnt es sich doch wirklich nicht, sich aufzuregen.“

Joß gab dem Zubringlichen einen Schlag auf den Finger, die übrigen Passagiere nahmen mehr und mehr Partei gegen den Kondukteur, der sich jetzt von allen Seiten bedrängt sah. Als er sich keinen Rat mehr wußte, kispelte er einem Fahrgast ein paar Worte ins Ohr und führte seine Hand nach der Stirn. Dieser eine Fahrgast wiederholte die Worte einem zweiten, dieser dem dritten und so machten sie die Runde durch den ganzen Wagen: Jeder wußte nun, was es mit dem aufgeregten dicken Herrn auf sich hatte.

„Sie brauchen aber keine Angst zu haben,“ zischelte der Kondukteur weiter, „es dauert nicht mehr lange, er muß bald aussteigen.“ Damit kehrte er auf die Plattform zurück.

Joß war sprachlos! „Da soll denn doch gleich . . .“, wüthete er.

„Sie verschlimmern ja nur Ihren Zustand,“ suchte ihn sein Nachbar zu beruhigen, „wegen einer solchen Kleinigkeit . . . Sie haben Ihr Ziel ja bald err . . .“

Da ertönte schrill das Haltesignal, die Bremse knirschte, der Wagen hielt. „Polizeistation“, rief der Kondukteur ab, winkte dem dicken Herrn und forderte diesen in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ auf: „Bitte, aussteigen!“

Joß rührte sich nicht. „Bitte aussteigen,“ ermahnte der Kondukteur.

„Denke ja gar nicht daran,“ knurrte Joß mit verhaltenem Zugrimm, „ich fahre hin wohin ich will und nicht wohin Sie wollen.“

„Lassen Sie die Komödie,“ schnauzte nun auch der Kondukteur, „Sie haben auszusteigen, wenn ich Sie höflich darum ersuche.“

„Sie Esel, Sie, Sie . . .“ und nun entlud sich ein Hagelwetter von Schimpfworten über dem Haupte des Kondukteurs. „Sie sind wohl verrückt gew . . .“

Kaum hatt Joß das Wort „Verrückt“ über seine Lippen gebracht, da packten ihn auch schon zehn kräftige Hände. Ehe er sich's versah war er auf's Pflaster gesetzt.

„Schuhmann,“ rief der Kondukteur, „führen Sie diesen verrückten Kerl nach der Wache . . .“

„Schuhmann,“ heulten die Passagiere, „befreien Sie uns von diesem Wahnsinnigen.“

„Schuhmann,“ gröhlte Jack Kingston von der Plattform aus, „den Menschen kenne ich, er bildet sich ein, er sei mein Onkel, der ist unheilbar . . .“

Und die Konstabler nahmen Joß Mc Brien in ihre Mitte und bugsierten ihn nach der Polizeistation. —